



Heinrich Hoffmann im November 1945 in Nürnberg, wo ihn die Ankläger des Internationalen Militägerichtshofs einige Wochen zuvor als Archivar des Bildarchivs installiert hatten, aufgenommen von einem amerikanischen Militärfotografen. Neben ihm ein Mitarbeiter des Militägerichtshofs.

Foto U.S. National Archives and Records Administration

Hitlers fotografischer Schatten

Paradebeispiel für den Profit, der sich aus der Nähe zum Führer schlagen ließ: Sebastian Peters legt eine umfassende Biographie von Heinrich Hoffmann vor.

Es ist durchaus bemerkenswert, dass das Leben Heinrich Hoffmanns, der so etwas wie die Schatzkammer der fotografischen Propaganda im Dritten Reich darstellt, bisher nicht Gegenstand einer umfassenden Biographie wurde. Es gab zwar mehrere Arbeiten, von allem von Rudolf Herz und Christina Irrgang, die sich vor allem auf sein Werk konzentrierten und auch den politischen Kontext in den Blick nahmen, aber seine Vita blieb bisher weitgehend unberücksichtigt. Diese Lücke hat nun der Historiker Sebastian Peters, Kurator für die Dokumentation Obersalzberg am Institut für Zeitgeschichte, eindrucksvoll geschlossen und auf über sechshundert Seiten das Leben eines Mannes rekonstruiert, der wenige Volten schlug, sich bereits 1920 der nationalsozialistischen Bewegung versiebte und dieser auch bis zum Ende treu blieb.

Hoffmann war ein sogenannter „alter Kämpfer“ mit niedriger NSDAP-Mitgliedsnummer, der bereits 1925 die Räume seiner Firma der Partei zur Verfügung stellte und früh zum engsten Kreis der Vertrauten Hitlers und dann später zu seinem „Hofstaat“ auf dem Obersalzberg zählte. Auch die Bekanntschaft mit Eva Braun verdankte Hitler Hoffmann, da sie bei ihm angestellt war. Später sollte sie dann Hoffmann für private Aufnahmen, die er seitens vermarkte, fürstlich entlohnen.

Hoffmann war allenfalls ein mittelmäßiger Fotograf, der zwar behauptete, bei dem berühmten, in London ansässigen Emil Otto Hoppé gelernt zu haben, dessen Bilder ästhetisch aber eher einem durchschnittlichen Atelier für Porträtfotografie entsprachen, die es seinerzeit in Hülle und Fülle in München gab. Hoppés markante Bildsprache zwischen Piktorialismus und

Das Prinzip eines solchen Handels zeichnete den Kreis um Hitler aus: Er war auch eine hemmungslose Profitgemeinschaft.

Heinrich Hoffmann ist hierfür ein Paradebeispiel, da er nicht zuletzt dank seiner privilegierten Position ein Vermögen von knapp sechs Millionen Reichsmark, einen breit gestreuten Immobilienbesitz und eine große Kunstsammlung anhäufte. Erst die Nähe zu Hitler ermöglichte es Hoffmann, zahlreiche Porträts von ihm, aber auch Bilder aus seinem Alltagsleben anzufertigen, die dann mit dem Aufstieg der Partei zur politischen Propaganda genutzt wurden. Ihnen verdankte er seinen Erfolg.

Das Gros der seinerzeit zirkulierenden Porträts Hitlers stammt von Hoffmann, der zusammen mit seinem Sohn noch nach Kriegsende weiter vermarktet. Ohnehin hielt Hoffmann Hitler die Treue. Auch nach seiner Verurteilung als Hauptshuldiger distanzierte sich Hoffmann nicht von der Ideologie des Nationalsozialismus und gab vor, mit seinen Aufnahmen die Zeitschriften nur dokumentiert zu haben. Propagandistische Zwecke wies er zurück, er sei vor allem ein „unbeteiligter Beobachter in privilegierter Position“ gewesen.

Das Argument einer vermeintlich politischen Neutralität dokumentarischer Fotografien verfing aber bereits damals nicht, und das umso weniger, als Hoffmann, wie Peters zeigt, offenkundig sein gesamtes Fotoimperium auf die nationalsozialistische Bewegung ausgerichtet hatte und daraus enormen Profit schlug. Diese war der alleinige Grund seines Erfolgs und bildete zugleich auch das primäre Motivrepertoire seines Bildimperiums.

Hoffmann war allenfalls ein mittelmäßiger Fotograf, der zwar behauptete, bei dem berühmten, in London ansässigen Emil Otto Hoppé gelernt zu haben, dessen Bilder ästhetisch aber eher einem durchschnittlichen Atelier für Porträtfotografie entsprachen, die es seinerzeit in Hülle und Fülle in München gab. Hoppés markante Bildsprache zwischen Piktorialismus und

Moderne hat jedenfalls keine besonderen Spuren bei Hoffmann hinterlassen. Hoffmann war vor allem anderen, wie es seinerzeit hieß, „der Mann, der für uns den Führer sieht“. Im Gleichschritt mit dem Aufstieg Hitlers machte er aus einem Fotostudio und einem bescheidenen Verlag für Postkarten ein Bilderunternehmen, das bis Kriegsende in seiner Hand verblieb und rasch weitere Bereiche umfasste: eine Bildagentur, Buch- und Zeitschriftenverlage, die Zeitschrift „Kunst dem Volk“, aber auch Beteiligungen an diversen anderen Bildverwertungen wie Briefmarken, Sammelbildern oder anti-kommunistischen Bildtafeln.

Hoffmann leitete eine „private Propagandawirtschaft“, die die fotografische Bildpropaganda des Dritten Reichs versorgte und orchestrierte. Und er tat das im Einklang und in Abstimmung mit der Partei, die das offizielle Hitlerbild auch fotografisch modellierte. Das wird nicht zuletzt dadurch deutlich, dass Hitler, der zu Beginn keinerlei Porträts von sich duldet, sich bereits zu Beginn der Dreißigerjahre in den zahlreichen Büchern und Broschüren Hoffmanns als vermeintlich volksnahe Führer in Szene setzte. Hoffmanns „Hitler wie ich keiner kennt“, „Hitler über Deutschland“ oder „Mit Hitler im Westen“ erzielten dabei Auflagen von oft mehreren Hunderttausend Exemplaren; blieb ein Bestand übrig, so wurde er an staatliche Institutionen verkauft. Ohnehin prangten in allen öffentlichen Räumen von Hoffmanns aufgenommene Führerporträts, für die er einzelnen honoriert wurde.

Die propagandistisch-ideologische Verfechtung von Hoffmanns Bildindustrie war darüber hinaus auch eine biographische. Seine Tochter Henriette heiratete den Reichsjugendführer der NSDAP Baldur von Schirach, der wiederum zahlreiche Texte zu Hoffmanns Publikationen beitrug. Hoffmann war weiterhin, wie Peters rekonstruiert, nicht nur Hitlers Berater, als dieser begann, Kunst zu sammeln, sondern wurde von diesem auch

mit der Federführung der „Großen Deutschen Kunstaustellung“ betraut, die von 1937 bis 1944 im Münchner Haus der Kunst stattfand, und hatte auch Anteil an dem „Sonderauftrag Linz“, dem geplanten Führermuseum. Reproduktionen der in den Ausstellungen gezeigten Werke wurden dann von Hoffmann als Postkarten vertrieben.

Heinrich Hoffmann war, wie Sebastian Peters materialreich vor Augen führt, ein verlässlicher Propagandadienstleister, der sein Unternehmen bereits 1929 „Nationalsozialistische Propagandaabteilung Hoffmann“ nannte und sich selbst später „Reichsbildberichterstatter der NSDAP“. Sein „Verlag nationalsozialistischer Bilder“ lieferte millionenfach und in allen nur erdenklichen Formen Propagandamaterial. Will man die Funktionsweise der nationalsozialistischen Bildpolitik im Feld der Fotografie – und auch darüber hinaus – studieren, kommt man um Heinrich Hoffmann nicht herum. Überliefert und in weiten Teilen frei zugänglich sind fast 400.000 Aufnahmen. Diese und die zahlreichen Bücher und Broschüren, Bilder-, Postkarten- und Raumbildserien gibt es zu studieren, will man die fotografische Bildpolitik der NS-Zeit auch in ihren Verschiebungen und Veränderungen verstehen. Sie stehen nicht im Mittelpunkt der Biographie von Sebastian Peters, die eindrucksvoll und ungemein instruktiv das Leben Hoffmanns rekonstruiert, dabei aber auf eine detaillierte Interpretation der Bilder weitgehend verzichtet. Das Leben Hoffmanns ist erzählt, der Bilderberg bleibt jedoch nur zu erforschen.

BERND STIEGLER

Sebastian Peters:
„Hitlers Fotograf
Heinrich Hoffmann“.
Eine Biografie.
Wallstein Verlag,
Berlin 2025. 624 S., Abb.,
geb., 34,- €.

schenken wir Petrow über die Schulter, wenn er an diesem Abend zur Nachschicht fährt, die er für einen kranken Kollegen übernommen hat. Wir schwelgen mit ihm in Erinnerungen an die Schönheit Kamtschatkas oder die Liebe zu seiner Frau, zittern mit ihm durch die entscheidenden Minuten, vollziehen seine logischen Schlüsse nach („Fünf Raketen waren für einen Erstschlag immer noch zu wenig. Ihm kam ein Sprichwort in den Sinn, das auf merkwürdige Weise passte: Niemand löffelt einen Wassereimer mit einem Teelöffel leer.“), geraten in Zweifel („Was, wenn es die Strategie des Feindes war, Verwirrung zu stiften?“), atmen mit ihm auf und durchleben seine Ernüchterung, als er bemerkt, dass man ihm die Schuld für den Fehlalarm zuschob: „Der naheliegendste Ständebrock war er, ein zwar hoher Offizier, aber kein General.“

Auffällig plump sind die Vorausdeutungen. Als Petrows Kinder streiten, lässt er sie gewähren: „Irgendwann hören sie

sich auf.“ Als wäre das nicht schon überdeutlich, lässt Maisel Petrows Frau zudem sagen: „Eines Tages, Stasik, wird dich dein Abwarten einmal in Schwierigkeiten bringen.“ Immer noch nicht genug, erinnert sich Petrow beim Pilzesammeln an diesen Satz, weil er bei einem Steinpilz zu lange gewartet, ihn dem Schnecken überlassen hatte: „Vielleicht hätte er den Pilz gleich mitnehmen sollen.“ Man fühlt sich zu sehr betroffen von dieser demonstrativen Poetik.

Nach schlüsseltem Reportage-Storytelling klingen indes Sätze wie: „Was er nicht ahnte: In weniger als einem Jahr würde er das Militär verlassen.“ Oder: „Er ahnte nicht, dass er morgen nicht nach Hause käme.“ Und an einer entscheidenden Stelle ist der innere Monolog des Helden nicht nachvollziehbar. In den Minuten der Ungewissheit fragt er sich, was wäre, wenn er sich irrte: „Man würde ihn als Hochverrätter festnehmen und sich vor dem Weltuntergang noch die Zeit nehmen, ihn standrechtlich zu erschießen. Aber sein Tod wäre nicht das

In der Migrantopolis

Beim Sex kein Vorbild: Karl-Wilhelm Weeber misst die alten Römer an modernen Pflichten

Das antike Rom erlebt derzeit eine Hochkonjunktur als Vergleichsobjekt. Kaum eine Weltmacht, die nicht als Reinkarnation des Imperium Romanum betrachtet wird, kaum ein Staatslenker, bei dem nicht zumindest vage Ähnlichkeiten mit Caesar oder einem anderen römischen Herrscher konstatiiert werden. Aber unterscheiden sich die politischen, sozialen und gesellschaftlichen Strukturen im antiken Rom nicht grundsätzlich von denen der tonangebenden Nationen des 21. Jahrhunderts? Ist das Leben vor rund zweitausend Jahren nicht ein ganz anderes gewesen?

Nicht unbedingt, soweit man Karl-Wilhelm Weeber folgen möchte, dem unerschrockenen Erforscher der römischen Kultur-, Sozial- und Alltagsgeschichte, der in seiner neuen Studie „Rom von unten“ betrachtet. Schon das Inhaltsverzeichnis verrät überdeutlich die Absicht, das alte Rom mit modernen Parametern und aktuellen Themen zu erfassen, die an den jüngsten Koalitionsvertrag erinnern: Neben Arbeitsbedingungen, innerer Sicherheit und Migration gehören dazu auch Tierschutz, der Umgang mit Minderheiten, sexuelle Toleranz und Umwelt.

Den Ausgang nimmt Weeber von der Frage der Sklaverei. Während die Römer heute von der postkolonialen Front als „Sklavenhaltergesellschaft“ eingeordnet werden, rät Weeber zur Vorsicht: Im Durchschnitt kamen auf eine römische Oberschichtsfamilie zwei bis drei Sklaven; darüber hinaus war Arbeit durchaus nicht eine Sklavensache, sondern wurde von Freien und Unfreien abgeleistet. Gleichermaßen gilt es den Sklavenstand in der griechisch-römischen Antike nicht zu verklären: Nachweislich wurden Sklaven wie Ware behandelt, und Weeber gibt reichlich Beispiele für ihren Missbrauch. Doch kennt er auch einige Beispiele für öffentlichen Protest (Demos, Sitzblockaden) durch römische Bürger im Falle unüblicher Gewalt gegenüber Sklaven.

Sklaven waren vor allem im verachteten Handwerk tätig, mussten in Mühlen oder Bergwerken arbeiten. Nicht selten verdienten sie sich als Ärzte oder Lehrer, Berufe von zwielichtigem Ansehen, die man ohne Ausbildung ausüben konnte. Das Thema Sex hat es Weeber nicht nur hinsichtlich der Sklaverei besonders angeht: Vor allem weibliche Sklaven kamen auf diesem Gebiet besonders häufig zum Einsatz, Prostitution war allgegenwärtig, nicht nur auf dem beliebten Straßen- oder Gräberstrich. „Sexuelle Ausbeutung“ allenfalls, und hier verfällt Weeber auch häufiger in einem moralischen Tonfall, von dem er sich sonst ironisch abzusetzen versteht. Die römische Sexualmoral sei jedenfalls „nicht vorbildhaft“ gewesen – wann wäre eine solche das je gewesen? Und vor allem: Ist sie das heute?

Auch literarisch verbürgte Scherze über Behinderte missfallen dem Autor: Für eine Frau, die ihren hinkenden Gatten nicht nur betrügt, sondern auch noch verspottet – wie weiland Venus ihren göttlichen Gatten Vulcan –, hat er wenig Verständnis, und die verbreitete Verhöhnung des stotternden und zittrigen Kaisers Claudius (man denke an Senecas „Verkübung“) ist ihm ein Ausweid dafür, dass die Römer in Sachen Diskriminierung „weniger sensibel waren als wir“ und „Humor ohne Empathie“ pflegten. Schon die sprechenden Beinamen demonstrieren ein entspanntes Verhältnis zur „Diskriminierung“ („Glatzkopf“, „Fettsack“, „Schieler“, „kastrierter Eber“...). Auch hier zaubert Weeber jedoch ein paar positive Gegenbeispiele hervor, um die Römer nicht in allzu trübem Licht erscheinen zu lassen: Mit blinden Rechtsanwälten und einarmigen Politikern führt er Belege für das an, was er als „positive Integration“ bezeichnet.

Auch mit den Alten gingen die Römer nicht zimperlich um: Das Sprichwort „Sexagenarii de ponte!“ („Schmeißt die Sechzigjährigen von der Brücke!“) darf

te nach heutigen Maßstäben wohl als „Ageism“ gelten. Andererseits spricht die Wertschätzung des Senats und des „mos maiorum“ für den römischen Respekt vor den Alten. Der Jugend erging es indes auch nicht nur rosig. Nur knapp fünfzig Prozent der Kinder überlebten das zehnte Lebensjahr, und Kindersaussetzung oder -tötung wurden liberal gehandhabt. Unbeschwertes Jahr im freien Spiel dürfte auch den überlebenden Kindern selten vergönnt gewesen sein. Ihren Frust konnten die jungen Leute dann später ablassen, jedenfalls einige, die sich zu sogenannten grassatores („Sauftrupps“) zusammenfanden und die Innenstädte verunsicherten –

Karl-Wilhelm Weeber:
„Als Rom noch nicht
Antike war“.
Reise in die Römerzeit.
Galiani-Berlin Verlag,
Köln 2025. 432 S., geb.,
32,- €.

hier soll es sich aber wohl vor allem um die Kinder gut betuchter Bürger gehandelt haben, und gerüchteweise befand sich auch Nero als Teenager unter ihnen. Die Römer hatten wenige Möglichkeiten, sich gegen derlei nächtliche Exzesse zur Wehr zu setzen: Eine Polizei gab es nicht wirklich. Zeitweise wusste man sich mit Bürgerwehren und Wachhunden – oder zum Schutz bestellten Sklaventrupps – zu helfen.

Bisweilen wurden diese auch aus Angst vor Einwanderern eingesetzt: Rom war eine regelrechte „Migrantopolis“, was auch einige „Wutbürger“ mit „rassistischen“ Vorurteilen auf den Plan rief, etwa gegen „verweichlichte“ Griechen, „diebische“ Syrer und so fort; insgesamt soll solchen Überfremdungsängsten jedoch eine überwältigende Mehrheit aufgeschlossener und toleranter Römer gegenüberstanden haben. Wer auch immer woher kam – zurechtfinden mussten sich die alten oder neuen Römer allein, hatten für sich und ihre Familien zu sorgen. Zu den wenigen prominenten Sozialleistungspaketen, die die römischen Regenten in der Kaiserzeit schnürten, gehört das in der Fassung des Satirikers Juvenal verkürzt wiedergegebene „panem et circenses“: Der Kaiser alimentierte die (nichtsklavische) Bevölkerung Roms und stellte sie von der Erwerbstätigkeit frei; in Notzeiten kam es auch zur Subventionierung des Getreidepreises. Zur Ablenkung sollte das üppige Unterhaltungsprogramm im Circus Maximus beitragen; doch stellt Weeber unmissverständlich klar, dass diese Form der Herrschaftsicherung keineswegs zur Entpolitisierung geführt habe.

Ansonsten können Tarifverhandler auch von der römischen Feiertagsgestaltung lernen: Der römische Kalender wies zeitweise eine immense Zahl an Feiertagen aus (knapp 160 unter Claudius), jedoch waren darunter nur wenige verbindlich. In der Regel konnte man sich aussuchen, ob man sich wirklich freinahm – und freiwillig auf die Einnahmen an diesen Tagen verzichtete.

Der ausgewiesene Alphilologe und -historiker Weeber wertet für seinen Parcours durch den römischen Alltag einen reichen Fundus an historischen und literarischen Quellen aus. Allerdings macht er selbst keinen Hehl daraus, dass nicht wenige seiner Beobachtungen auf Vermutungen oder Spekulationen beruhen oder einzige in literarischen Texten belegt seien. Es gehört wohl zum Wesen dieser Sozialgeschichte, dass literarische Darstellungen einigermaßen unmittelbar auf die Realität übertragen werden und dabei gelegentlich über Ziel hinauschießen. Wenn es aber auf so charmante, unterhaltsame und selbstironisch-kokette Weise geschieht wie in diesem Rom-Buch, kann man das entspannt hinnehmen.

MELANIE MÖLLER

Trau keinem Algorithmus

Fehlalarm: Lukas Maisel erzählt die Geschichte von Stanislaw Petrow als Parabel darüber, dass es gar keinen Pazifismus braucht, wo Logik herrscht

Wenn ein Verlag eine kurze Erzählung mit viel Satzzauber auf knapp mehr als einhundert Seiten streckt, muss er sehr davon überzeugt sein. Ein bisschen stutzt das schon an im Falle von Lukas Maisels poetischer Novelle „Wie ein Mann nichts tat und so die Welt rettete“, denn so ungeheuerlich das darin erzählte, wahre Ereignis ist – ein keineswegs unbekanntes –, so wenig glänzt der Text.

Maisel erzählt in wohlgestimmter, leicht dem Kitsch zugeneigter Nahaufnahme vom wichtigsten Moment im Leben des sowjetischen Oberstleutnants Stanislaw Petrow, der durchaus als wichtigster Moment in unser aller Leben gedeutet werden kann. Petrow arbeitete als leitender Offizier in einer sowjetischen Satellitenüberwachungsstation. In der Nacht vom 25. auf den 26. September 1983, um 0,15 Uhr, meldete das von ihm selbst mitentwickelte computergestützte Frühwarnsystem einen Angriff mit amerikanischen nuklearen Interkontinentalraketen auf die UdSSR. Ein

solcher Angriff hätte mit einem sofortigen nuklearen Gegenschlag vergolten werden müssen, aber Petrow zweifelte an der Zuverlässigkeit der Information. Er blieb auch skeptisch, als eine zweite, dritte, vierte und fünfte Atomrakete angezeigt wurde. Weil Petrow seinen Vorgesetzten einen Fehlalarm meldete, blieb eine wahrscheinlich und fatale – Eskalation aus. Dass tatsächlich keine Raketen am Himmel waren, wurde erst nach siebzehn Minuten klar, denn da hätten sie von einer sowjetischen Radarstation entdeckt werden müssen. Petrow wurde für seine Einschätzung nicht offiziell beglückwünscht. Es galt Geheimhaltung. Er verließ 1984 die Streitkräfte.

Das Ereignis selbst ist von solcher Ausstrahlungskraft, dass Maisel vor einer allzu starken Bearbeitung offenbar zurückgeschreckte. Er beschränkt sich vielmehr auf die einführende Introspektion, was ein wenig an Schreibschulen-Stil erinnert. Die Weiterungen ins Politische oder Philosophische überlässt der Autor den Lesern. So

schaufen wir Petrow über die Schulter, wenn er an diesem Abend zur Nachschicht fährt, die er für einen kranken Kollegen übernommen hat. Wir schwelgen mit ihm in Erinnerungen an die Schönheit Kamtschatkas oder die Liebe zu seiner Frau, zittern mit ihm durch die entscheidenden Minuten, vollziehen seine logischen Schlüsse nach („Fünf Raketen waren für einen Erstschlag immer noch zu wenig. Ihm kam ein Sprichwort in den Sinn, das auf merkwürdige Weise passte: Niemand löffelt einen Wassereimer mit einem Teelöffel leer.“), geraten in Zweifel („Was, wenn es die Strategie des Feindes war, Verwirrung zu stiften?“), atmen mit ihm auf und durchleben seine Ernüchterung, als er bemerkt, dass man ihm die Schuld für den Fehlalarm zuschob: „Der naheliegendste Ständebrock war er, ein zwar hoher Offizier, aber kein General.“

Auffällig plump sind die Vorausdeutungen. Als Petrows Kinder streiten, lässt er sie gewähren: „Irgendwann hören sie

sich auf.“ Als wäre das nicht schon überdeutlich, lässt Maisel Petrows Frau zudem sagen: „Eines Tages, Stasik, wird dich dein Abwarten einmal in Schwierigkeiten bringen.“ Immer noch nicht genug, erinnert sich Petrow beim Pilzesammeln an diesen Satz, weil er bei einem Steinpilz zu lange gewartet, ihn dem Schnecken überlassen hatte: „Vielleicht hätte er den Pilz gleich mitnehmen sollen.“ Man fühlt sich zu sehr betroffen von dieser demonstrativen Poetik.

Nach schlüsseltem Reportage-Storytelling klingen indes Sätze wie: „Was er nicht ahnte: In weniger als einem Jahr würde er das Militär verlassen.“ Oder: „Er ahnte nicht, dass er morgen nicht nach Hause käme.“ Und an einer entscheidenden Stelle ist der innere Monolog des Helden nicht nachvollziehbar. In den Minuten der Ungewissheit fragt er sich, was wäre, wenn er sich irrte: „Man würde ihn als Hochverrätter festnehmen und sich vor dem Weltuntergang noch die Zeit nehmen, ihn standrechtlich zu erschießen. Aber sein Tod wäre nicht das